

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 3

Artikel: Schiffsarzt auf M/S Cuba
Autor: H.U.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

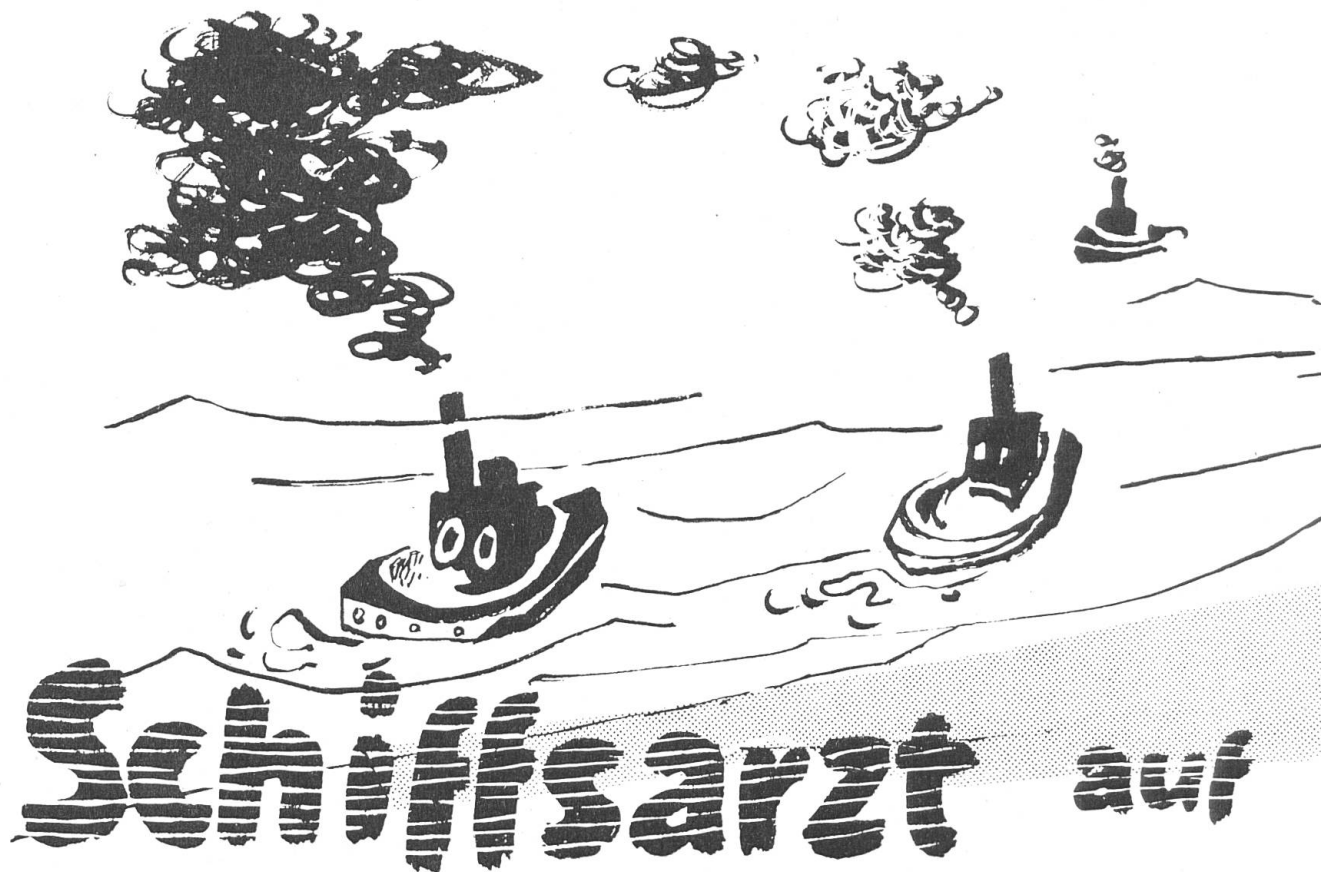
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Dr. med. H. U. F.

Der Floh im Ohr

EINE frostige Bise peitschte in die blassen Stadtgesichter der Zürcher. Die Hände tief in die Taschen vergraben, eilte ich gegen das Bellevue. Ich kam an jenem Januartag gerade von einer Landpraxis zurück und fühlte mich ziemlich abgeschlagen. In Gedanken versunken, hätte ich auf der Quaibrücke beinahe einen alten Studienkollegen überrannt. Strahlend, schwarzbraun gebrannt und fast etwas salopp türmte er sich vor mir auf. « Ich komme soeben aus Rio, es war wunderbar », platzte er heraus und schien eine Flut von Welt und Sonne in das Zürcher Januargrau hinauszustrahlen. Bei einer Schale Dunkelbraun erzählte er dann.

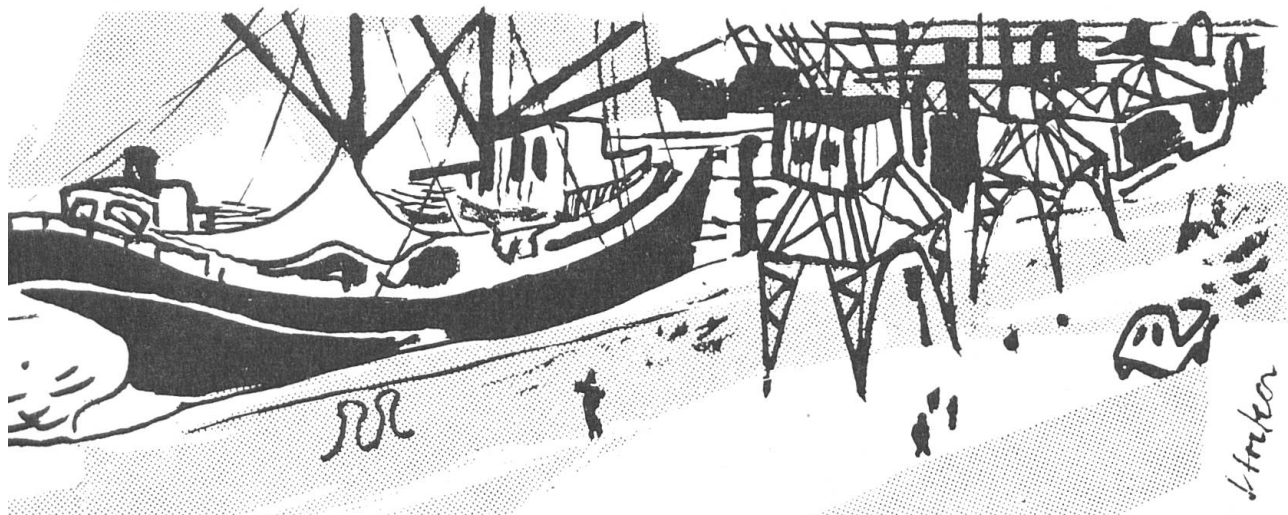
Natürlich, Schiffsarzt! Seit jenem Wintertag saß der Floh im Ohr. Mit den ersten Knospen sproß auch meine Abenteuerlust, und ich beschloß zu handeln.

Aus der medizinischen Presse wußte ich, daß eine nordische Schifffahrtsgesellschaft jeweils einige ihrer Schiffe jungen Schweizer Ärzten reserviert. Warum sie für uns dieses

Sondervertrauen hegt, weiß ich nicht, offenbar wird sie damit keine allzu schlechten Erfahrungen gemacht haben. In den meisten Ländern kommen nur eingeborene Ärzte zum Zuge; denn bekanntlich gibt es kaum ein Land auf der Welt, in dem man nicht überzeugt ist, weit- aus die beste medizinische Ausbildung zu bieten.

Wir lagen gerade in den Graubündner Bergen im Militärdienst. Von dort schrieb ich einen Brief. Und ich hatte Glück, die Antwort kam sofort. Ja, es sei durch Rücktritt ganz zufällig eine Stelle freigeworden, das Schiff heiße « Suecia » und laufe am 15. Mai von Skandinavien nach dem Südpazifik, ich solle, so ich die Bedingungen erfüllen könne, sofort abreisen.

Das schweizerische Staatsexamen hatte ich, noch relativ ofenwarm, in der Tasche. Das war Bedingung Nummer eins. Englisch hatte ich in der Schule gelernt, und jenen Teil, der nicht im Schulbuch steht, im Kino. Nummer zwei. Schließlich legt die Gesellschaft noch einen gewissen Wert auf gewandte Umgangs-



M/S CUBA

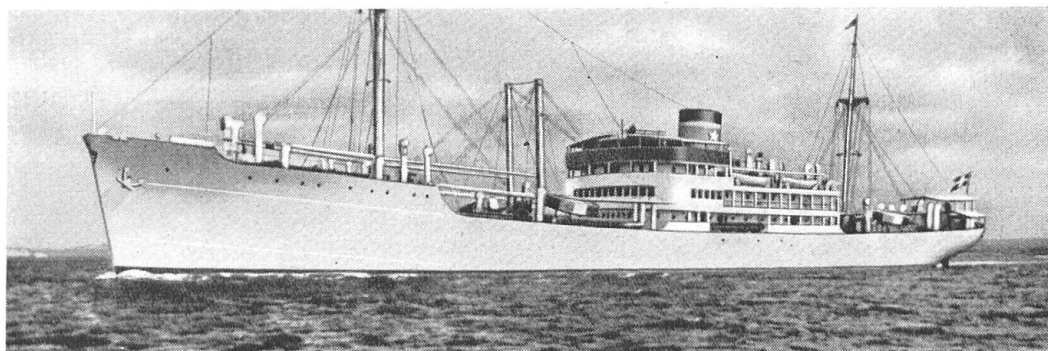
formen. Diese glaubte ich mir, soweit noch nicht vorhanden, auf der Reise aneignen zu können.

Ich rechnete: Manöver, Entlassung, Impfen, Paß, Vorbereitungen, irgendwie nach Göteborg — ja, es reichte knapp. Eine Woche später bestieg ich das Flugzeug nach Kopenhagen. Impffiebernd durchschwitzte ich die erste Nacht in einem Göteborger Hotel, und ich begann den Namen «meines» Schiffes bereits zärtlich vor mich hinzumurmeln. Es sagt sich so leicht: «Suecia . . .» Dabei hatte ich «sie»

ja noch gar nicht gesehen. Aber die Gefühlsbeziehungen zu einem Schiffe haben nun einmal einen eindeutig femininen Anstrich. Im psychologischen Dialekt würde man sagen, Schiffe seien geeignete Projektionsträger, Objekte, auf die man besonders leicht Wunschkomplexe und andere unbewußte Energiegebilde zu werfen pflegt.

Ein Seemann empfindet sein Schiff als eine Art Ersatzgeliebte, als ein kraftvolles Mädchen. Im Englischen sagt man: «Sie» ist ein schnelles Schiff. Unverzeihlicherweise habe

M/S Cuba



ich es unterlassen, eine Frau zu befragen, ob sie ein Schiff als männlich empfinde. Ich muß das noch einmal nachholen.

Anderntags war der « Suecia »-Traum schnell ausgeträumt. Ich fuhr zum Hafen, stieg an Bord und stellte mich dem Kapitän vor. Er eröffnete mir, die « Suecia » sei havariert, noch heute käme die « Cuba » und übernehme deren Passagiere, Fracht, Reiseroute und den Dok-



Der Verfasser

tor gleich mit. « Schade », sagte ich, « ich liebe doch ihren Namen so besonders. » Der Captain verbeugte sich leicht und lächelte so, wie Seeleute lächeln, wenn von netten Mädchen die Rede ist.

« Cuba auch gutes Schiff, sehr gutes Schiff », tröstete mich ein Kellner verständnisvoll. Und tatsächlich, auch sie war ein blitzsauberer, silbergrauer Frachter mit Raum für etwa zwanzig Erstklasspassagiere; ein M/S, was einfach Motorschiff heißt und nichts mit Seiner Majestät zu tun hat, wie ich vorerst geglaubt hatte. Vielleicht war sie etwa zweimal so lang wie der größte Zürichseedampfer. Die sechs Zylinder ihres Dieselmotors machten sie siebzehn Knoten laufen, eine schöne Geschwindigkeit für einen Frachter.

Meine Braut ist die See

« Besoffen », lautete die leichte Diagnose, als ich auf den großen, stämmigen Matrosen blickte, der etwas befangen vor mir stand und mich mit aller Nüchternheit der Welt höflich um eine aufpeitschende Pervitinspritze ersuchte. Himmel, das fängt ja gut an, dachte ich beklommen. Ich stellte meinen Koffer ab, vor fünf Minuten erst war ich an Bord gekommen. Mein erster Patient, und was für einer!

Ich hatte noch nie einen Matrosen gesehen, aber gehört, was man so hört: Fahr mich in die Ferne, mein blonder Matrose — In jedem Hafen eine Braut — Eine Nacht in St. Pauli — und erst die Häfen! Alle Indizien von Fernweh, Romantik und Laster verdichteten sich zu einer Vorstellung, eben wie sich der kleine Maxli einen Matrosen vorstellt.

Und so einer stand jetzt erstmals vor mir und bat mich um eine Pervitinspritze, er müsse an die Arbeit. Ich überlegte eine Weile, schaute ihn an. Dann wühlte ich entschlossen im Medikamentenschrank und verabreichte wortlos das Gewünschte.

Irgendwo in den Tropen war er dann nochmals betrunken. Ich wußte, er hatte Heimweh nach seiner Frau. Die Wege, die zum Alkohol führen, unterscheiden sich auf See grundsätzlich in nichts von denen irgendwo in der Welt. Nur lassen sie sich meist auf einfachere Normen zurückführen. Man ist beinahe versucht, eine terrible simplification zu machen und zu sagen, daß der Schweizer X vielleicht trinkt, weil er nie aus seinem Krachen herauskommt, der Seemann Y aber, weil er sich nach dem Krachen zurücksehnt. Beide Male ein Konflikt mit einfachen menschlichen Trieben, dem zum Selbhaften, Stetigen einerseits und dem nach der Ferne, dem Wechselvollen andererseits.

Das Leben des Seemannes ist von einem unaufhörlichen Wechsel der Umwelt beherrscht, ständig neue Kulissen. Eine feste seelische Bindung an irgend etwas oder konstruktives Arbeiten an sich selbst werden wenn nicht verunmöglicht, so doch sehr erschwert. Es ist wie im Kino. So entwickelt sich mit der Zeit äußerlich eine routinemäßige lächelnde Distanz von den Dingen.

Der Seemann fühlt sich oft allein und einsam, der Alkohol aber verleiht ein gewisses Gefühl der Gehobenheit. Je nach Veranlagung bleibt es beim Gläschen oder führt zum Glas, zum Manchmal oder zum Immer. Ich habe unter 49 Matrosen nur einen Fall von schwerer, krankhafter Trunksucht getroffen, etwa fünf zeigten feinere objektivierbare Veränderungen der Persönlichkeit infolge zu hohen Schnapskonsums. Zahlen, die gewiß nicht stark von kontinentalen Maßstäben abweichen!

Es war mein Vorteil, daß ich den schwedischen Mittelstürmer Nordahl dem Namen nach kannte sowie den Halblinken Gren. Es war ein herrlicher Morgen in der irischen See.

Ich hockte mit einem Deckmatrosen auf einem Tau; er konnte es einfach nicht fassen, daß der Schweizer Doktor ein klein wenig im schwedischen Fußball Bescheid wußte. Das brachte mir bei den Matrosen ein kolossales Ansehen ein, viel mehr, als wenn ich den ganzen « Gösta Berling » auswendig gewußt hätte. Der Sport hatte eine Brücke geschlagen über eine Kluft aus althergebrachten Standesunterschieden, eine Kluft, die gar nicht etwa böseartig ist, sich aber doch äußert. In einem kleinen Mißtrauen vielleicht; auch andere Gründe mögen beteiligt sein.

Ich merkte sofort, daß mich von diesem Moment an auch die Nicht-Offiziere als einen der Ihren betrachteten. Sie sandten bald darauf eine Abordnung zu mir mit dem Angebot, ob ich in den südamerikanischen Hafenstädten in der Schiffsfußballmannschaft das Tor hüten wolle. Da ich dem Zweiten Offizier diesen Posten nicht wegschnappen wollte und mich auch nicht genügend trainiert fühlte, sagte ich vorerst ab. In Chile und Peru dann aber, wo wir gegen Auswahlmannschaften der Kriegsmarine spielten, stand ich doch zwischen den Pfosten, weil sich mein Vorgänger in Venezuela verletzt hatte. Das frohe Stimmengewirr und das zufriedene Leistungsgefühl in der Garderobe nach dem Kampf unterschieden sich gar nicht von der Stimmung nach einem Fußballmatch in der Schweiz.

Daß es auch unter den Seeleuten eigenartige und hie und da auch recht düstere Gestalten gibt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich eine merkliche Wandlung in ihrer Lebensform abzuzeichnen begonnen hat.

Seit der Sport sich immer mehr durchsetzte, haben auch die jungen Matrosen, soweit ich sie gesehen habe, einen völlig neuen Erlebnisbereich bekommen. Sie haben etwas zu diskutieren, das sich von Weibergeschichten unterscheidet. Sie haben ein gemeinsames Ziel, das sie vorübergehend zusammenkettet, nämlich eine erfolgreiche Fußballmannschaft zu bilden. Als die Kerle in einem chilenischen Hafen nach endlos scheinendem Bordleben im herrlichen Sonnenschein auf einen gepflegten Rasen losgelassen wurden (vom Kapitän per Taxi hingeführt und angefeuert), da kamen sie mir vor wie junge Füllen, und es war eine Freude, zu sehen, wie sie sich lustbetont mit dem Ball austobten. Gesellschaft, Manager, Konsulate, Agenten und hohe Persönlichkeiten der an die Reiseroute anstoßenden Länder setz-

ten sich für die Durchführung der Fußballspiele ein. An einem Orte stehen den Matrosen bereits Reitpferde und Swimming pool zur Verfügung.

Was die oben erwähnten Weibergeschichten anbetrifft, spielen auch diese immer noch ihre gewisse Rolle, wie sollten sie auch nicht... Mit Leichtigkeit könnte man auch die Kehrseite der Medaille konstruieren, die den Seeleuten gar nicht schmeicheln würde. Das schließt die Tatsache nicht aus, daß die neuere Entwicklung einige stark bejahende und aufbauende Tendenzen in sich birgt.

In Peru hatte ich einmal genug. Ich verließ das Schiff sofort und flüchtete mich nach Lima, wo ich in einem vornehmen kleinen Speiserestaurant ganz allein gemütlich essen wollte. Am Vierertisch hinter mir, durch eine Wand getrennt, dinierte leise eine Gruppe Leute in höflichem Unterhaltungston. Als ich sie beim Weggehen sah, war ich sehr überrascht. Es waren ein Motormann, ein Kabinenboy, ein Deckjunge und ein Hilfsküchenangestellter von unserem Schiff, viel eleganter angezogen als ich, ihre Leicas lässig auf einem Stuhl aufgetürmt.

Wüste Dinge, gewisse penicillinbedürftige Krankheiten und ähnliches lassen sich wohl nie ausrotten. Aber es ist halt auch auf dem Meer unterdessen 1950 geworden!

Kleider machen Leute

Als das Oberstengold erstmals auf meiner Lüzgerschulter gleißte, fühlte ich mich etwas unbehaglich. Bald aber hatte ich, was die Breite der Goldbänder anbetrifft, die helvetischen Maßstäbe abgelegt. Und ich fand, man sehe eigentlich in der schneeweißen Schiffsuniform sehr smart aus. Dabei beschleicht den Hirtenknaben ein unzweideutiges Gefühl von leisem Stolze, wenn er sich plötzlich allein durch seine Funktion in den Rang eines Ersten Schiffsoffiziers versetzt sieht. Man tröstet sich damit, daß man die Bündel eben statt auf der Navigationsschule auf der Universität abverdient hat.

Die Kapitäne sind meist mit der Anschaffung von leichten weißen Uniformen zufrieden und verstehen, daß sich die jungen Ärzte wegen einer einzigen dreimonatigen Reise sehr ungern zur viel kostspieligeren marineblauen entschließen würden. Es wird uns deshalb oft gestattet, in den kälteren Zonen einfach im

Straßenanzug zum Dinner zu erscheinen. In subtropischen und tropischen Gegenden wieder stürzt man sich in weiße Uniform, fühlt sich wohl darin und bekommt noch einen gewissen offiziellen und gesellschaftlichen Anstrich.

Einmal sah ich so perfekt aus, daß man mich für einen Kellner hielt. Wir hatten in Kolumbien Kaffee geladen und waren bereit, auszulaufen. Eine sympathische Dame in mittleren Jahren war als Passagierin frisch an Bord gekommen, um auf einer westindischen Insel ihren Gatten zu besuchen.

Etwas befangen gesellte sie sich zu den teetrinkenden Passagieren auf der Schiffsveranda. Der junge Mann da, der in einer weißen Uniform mit einer Tasse hantierte, war ich.

« Steward », sprach sie mich zaghaft an, « bringen Sie mir einen Gin tonic! »

« Gewiß, Madame », sagte ich, « sofort! »

Daß Madame nicht merkte, daß ich kein geübter Kellner war, ließ mich stolz überlegen, ich sei offenbar mit jener Teetasse gar nicht so linkisch umgegangen.

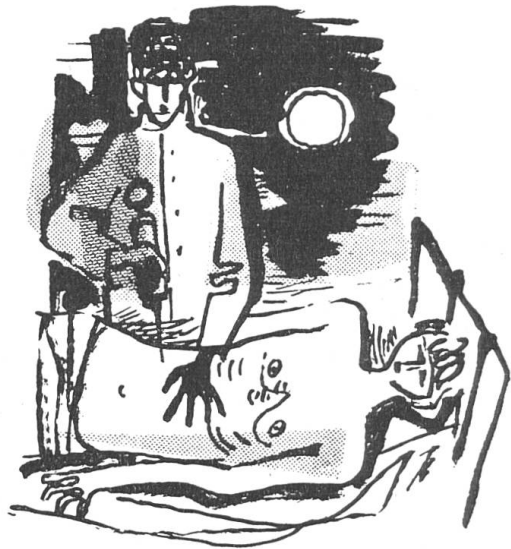
Tagsüber erstarb die Konvention meist im weiten Blau und in den Meerwinden; allenthalben ging man in Shorts herum, nur die Angehörigen der lateinamerikanischen Rassen waren in dieser Hinsicht ihren Landessitten gemäß zurückhaltender. Wir waren ja eine kleine Familie; zwanzig Passagiere oder tausend sind eben nicht dasselbe. Bald kannte ich alle meine Schäfchen, ihr Woher, Wohin und Weshalb. Und auch ihre kleinen Sorgen, großen Sorgen, welche sich von Hongkong bis Santiago ähneln.

Der Blinddarm

Zwischen den Azoren und Venezuela kam er, der Vielgefürchtete. « Hoffentlich hast du keinen Blindski! » hatten mir meine Schweizer Kollegen zum Abschied gewünscht. Auch für medizinische Laien stellt eine Blinddarmentzündung auf hoher See *das* schreckliche Ereignis für einen Schiffsarzt dar. « Um Gotteswillen, wenn Sie nur keinen Blinddarm bekommen! » Aber wie gesagt, ich bekam ihn.

Ich lag in meiner Kabine auf dem Bett und war damit beschäftigt, zu beobachten, wie immer wieder dieselbe kleine weiße Wolke in der Luke erschien und verschwand — ganz langsam. Weich rollte das Schiff. Es war mein

Wolkenspiel. Wir hatten die Azoren passiert, und jede Meile machte die Luft wärmer und das Wasser salziger. Eine kleine Salzkruste spannte meine Haut, und außerdem hatt ich soeben mit dem Ersten Ingenieur einen Cocktail genehmigt. Ich fühlte mich « just fine ». Der Steward klopfte. « Will Doctor so freundlich sein und nach Deckboy Nils sehen, er hat schrecklich Bauchweh. »



Die Schweden verwenden oft die dritte Person in der direkten Anrede, auch wenn sie Englisch sprechen. Bauchweh — ich hatte die kleine weiße Wolke vergessen. Ich steckte ein Thermometer und einen Gummifingerling in die Hosentasche und schluckte dreimal.

Ja, es war eine Blinddarmentzündung, noch nicht sehr stürmisch, vielleicht könnte ich sie zum Erlöschen bringen, wenn ich aus allen Rohren schoß. In Schweden hatte ich alle modernen Antibiotika gekauft: Penicillin, Streptomycin, Chloromycetin, die Gesellschaft ist sehr großzügig.

Und ich hatte Glück, zwei Tage später war alles vorbei, abgeklungen. Ich atmete auf, auch der Kapitän. Erleichtert meinte er, vielleicht wäre es mit Cognac und Rhizinusöl auch wieder gut geworden. Vielleicht . . .

Blinddärme sind selten, sehr selten sogar, versicherten mir die Offiziere, erfahrene Seebären. Aber nur gemacht, es kam noch einer. Diesmal ging es rasch, heftig, wie es im Buche steht; schwer akut, ich wußte, jeden Moment konnte sich der Eiter in die Bauchhöhle entleeren. Der kleine Officebursche krümmte sich. Aber wir lagen gerade im Hafen La Guaira in Venezuela. Ich war soeben aus Caracas zurück-

gekommen, wo ich mit einem Spezialisten einen schwierigen Ohrenfall besprochen hatte. Jetzt hieß es rasch handeln. Ein Taxi zur Agentur, der Manager der Gesellschaft drahtete nach Caracas, um die chirurgische Klinik zu avisieren, der Kapitän setzte sich mit dem schwedischen Konsulat in Verbindung, was nötig ist, wenn ein Besatzungsmitglied das Schiff verläßt. Der Patient lag schweißtriefend in einer Ecke, schon rauschte ein Buick vor. Ich saß an der ersten besten Schreibmaschine, ebenfalls schweißtriefend, und klopfte das ärztliche Zeugnis, dann auf die Schulter des Patienten. Tausend Meter Höhendifferenz und zweihundert Kurven sind es vielleicht von der karibischen Küste bis nach Caracas hinauf.

Zwei Stunden später war der kleine Bengt operiert. Auf einer westindischen Insel habe ich es erfahren, als ich gerade aus einem chinesischen Restaurant kam, wo sich Mister Brown, ein Passagier, vergeblich bemüht hatte, mir das Essen mit Stäbchen beizubringen.

« Sie dezimieren meine Mannschaft, Doctor », meinte der Kapitän.

« Wir haben Glück gehabt », sagte ich, « und außerdem sind immer noch 48 übrig. »

Während der ganzen Fahrt über den Atlantik war eben auch der Erste Offizier krank in seiner Kabine gelegen; er hatte einen akuten Gelenkrheumatismus erwischt. Ich war sehr stolz, daß ich die vollständige Bettruhe überhaupt durchsetzen konnte. Es ist noch schwerer, einen Ersten Schiffsoffizier elf Tage ins Bett zu stecken als den pickelhartesten schweizerischen Kompagniekommandanten ins Krankenzimmer. Aber man muß mit den Leuten nur richtig « deutsch » reden!

Natürlich kam der dritte Blinddarm auch noch, wieder ein milderer. Es war eine Passagierin, eine reizende kleine Blondine aus Singapur.

« Muß ich sterben, Doctor? » wimmerte sie.

« Nein, Sie sollen noch recht lange glücklich leben », tröstete ich und spritzte wieder heftig.

Ich war zuversichtlich geworden. Vier Tage später erschien sie wieder an meinem Tische zum Lunch. Diesmal begrüßten wir uns besonders herzlich. Auch tanzte sie wieder und etwa gar nicht so schlecht.

« Hast du Blinddärme gehabt? » fragen mich jetzt meine Kollegen.

« Ja, drei. »

« Dann waren es falsche Diagnosen », sagen sie skeptisch.

Nun, die nächsten zwanzig Schiffsärzte werden wohl wieder keine mehr haben.

Auswirkung der schweren Schiffskost

Minister X. war ein reizender Herr. Er kam im Südpazifik an Bord, um in diplomatischer Mission in einen zentralamerikanischen Staat zu reisen. In einer milden Tropennacht gestand er mir seine heimliche Liebe. Wir waren ganz allein an Deck und starrten plaudernd in die Silberstraße des Mondes.



« Einen Augenblick bitte, ich stelle Ihnen meine Liebe einmal vor », sagte er plötzlich und erhob sich. Andächtig setzte er sie kurz darauf auf meinen Schoß: Ein Seil, ein wunderbares amerikanisches Springseil, wie es die Boxer im Training verwenden. « Seilspringen gibt Luft, Schnelligkeit und schmilzt Fett ab. »

« Probieren wir mal! » schlug ich vor.

Er schaute sich um, menschenleer war das Deck. « O. K., Doc », dann begann er mit dem Seil zu arbeiten. Herrlich, er schien zu schweben. Sein Muskelspiel war noch von einer so geschmeidigen Gelöstheit, daß mich der Gedanke durchzuckte, Herr X. müsse einmal ein

großer Sportsmann gewesen sein. Wirklich stellte sich dann heraus, daß der Herr Minister vor zehn Jahren südamerikanischer Profiboxchampion im Mittelgewicht gewesen war.

Er begann mich täglich zu trainieren, und ich spürte, wie ich schneller wurde und gelöster. Ich überwachte gleichzeitig sein Herz, seit Jahren hatte er nie mehr trainiert. Die Passagiere merkten bald, daß da etwas Neues los war. Man erspähte bald den Minister und den Doktor, wie sie zu später Abendstunde lachend und schweißtriefend ins Schwimmbassin plumpsten. Die Sache wurde ansteckend.

In einer windigen, kalten Regennacht schleppte ich alle männlichen Passagiere auf das hintere Deck, fern vom warmen Salon mit den anmutig geschmückten Damen und den verlockenden Getränken. Alle, den dicken Herrn aus Wien, den zarthöflichen Geschäftsmann aus Peking, den jungen Belgier, der als Tropenmanager auch zuviel verdiente, um für seine Gesundheit etwas zu tun. Und es war erstaunlich, was für Fettpolster da zum Vorschein kamen. Dann turnten wir das schweizerische Armeeturnprogramm, das gute alte.

« Es sind sehr schlimme Übungen, Ihre Schweizer Übungen », wehklagte der Herr aus Peking, jener aus Wien pustete und stöhnte, der Belgier ächzte, der Minister lachte. Unterdessen kamen die Damen angerückt und kreischten vor Vergnügen, der Kapitän schüttelte den Kopf. « Der Doctor ist verrückt geworden », sagte er mir, blinzelte aber lustig mit seinen blauen Schwedenaugen. Er hatte gut blinzeln, er schlug mich immer souverän im Ping-Pong.

Bald nahm der Minister Abschied. Ich war beinah gerührt, als er mir *sein* Seil als Geschenk in die Hand drückte. « Es gibt Luft und macht schnell », rief er, bevor er sich den Blitzlichtern der Photographen aussetzte.

Das Seil hängt jetzt in meinem Zimmer, seit Monaten bereits wieder ungebraucht. Ich bin auch wieder langsamer geworden. Weltreisen machen eben auch ganz allgemein nur vorübergehend schneller.

Bordsprechstunde

Bordsprechstunde ist ein Begriff, der nicht an Zeit gebunden ist. Die See wird eben etwas wilder, wenn *sie* will. Dann werden gleich die Damen blässer. Und einige Frühstücksgedecke bleiben unberührt. Der Steward blin-

zelt mir zu, einige Herrschaften sind in der Kabine geblieben.

Die resolute alte Dame aus Bremen lacht. « Na, Doktor, heute ist die See nicht Erbsensuppe. » Der Ausdruck kommt von den Briten und bezeichnet eine spiegelglatte, träge See.



Ach, da kommt meine hübsche Tischnachbarin, sie fühle sich wunderbar, wirklich ausgezeichnet, stammelt sie tapfer. Ich schiebe ihr eine rosa Tablette zu, welche sie wortlos schluckt. Dann klopfe ich an einigen Kabinen an, die Tabletten finden heute reißenden Absatz.

Sie wirken tatsächlich, die neuesten Drogen gegen die Seekrankheit, meistern den Brechreiz, machen vielleicht etwas schläfriger. Ich habe ein neues schwedisches Produkt verwendet, das mir der Chefarzt der Gesellschaft empfohlen hat.

Wir reden jetzt nicht von Sturm, sondern von schwerer See. Ein Zustand, bei welchem man manchmal zum Wasser hinaufschaut statt hinunter. Frauen sind im allgemeinen anfälliger gegen die Seekrankheit als Männer. Warum, ist schwer zu sagen. Zeigt doch die Erfahrung, daß gerade Frauen oft allerschwersten seelischen Erschütterungen gegenüber auffallend ausgeglichen reagieren. Offenbar handelt es sich bei der Seekrankheit um einen Spezialfall, wo seelische Reize mit Sinnesreizen zusammenwirken und eben bei der Frau besonders verwundbare Funktionskomplexe treffen. Als Parallele sei zum Beispiel angeführt, daß das feine Spiel der Hormondrüsenregulationen bei der Frau leichter und heftiger auf seelische und körperliche Reize anspricht als beim Mann.

Kinder werden nie seekrank, was darauf hinweist, daß die Entwicklung bestimmter Persönlichkeitsschichten vielleicht Voraussetzung ist.

Schwere, lang anhaltende Einflüsse auf den Gleichgewichtsapparat schließlich lösen auch beim trainiertesten Individuum Reaktionen aus. Der Bug, wo ein Teil der Mannschaft wohnt, schwankt natürlich viel stärker als das Mittelschiff. Und den blonden Schiffsjungen, die da ihre erste Reise tun, setzt dies gar erbärmlich zu.

Gunnar hatte soeben die Matura gemacht und ließ sich als «Stift» für eine Reise anmustern, nach welcher er auf die Universität wollte. Tagelang kämpfte er verbissen gegen das Übelsein, um sich vor seinen Mitmatrosen keine Blöße zu geben. Auch wagte er es nicht, mich aufzusuchen. Der eisenharte Däne meinte es gut mit ihm und verpiff ihn bei mir diskret, es seien da auch noch andere Greenhorns, denen es übel sei. Und beileibe, ich begriff das, der Bug war wirklich viel unruhiger als das zahme Mittelschiff; mir wäre es nach einer Viertelstunde auch übel geworden. Ebenso diskret ließ ich nun eine Portion Tabletten in die Mannschaftsräume schmuggeln, redete aber nie davon. Hie und da traf mich auf einem Deckspaziergang ein dankbarer Blick, oder ein Blondschof mit Käppi neigte sich mir beim Grüßen besonders nett zu, auf nordische Weise.

Bei leichtem Übelsein Aktivität! Die Leute wollen es einfach nicht glauben; immer wieder muß man sie aus den Kabinen reißen. Man soll singen, essen, trinken, plaudern, schwimmen — kurz, etwas *tun*. Nur nicht die Bettkante anstarren, vielleicht noch die Horizontlinie fixieren, nebst dem Himmelsgewölbe das einzig relativ Ruhende auf einem schwankenden Schiffe.

Das fünfzehnjährige zarte und umhagte Töchterlein einer schwerreichen südamerikanischen Fabrikantenfamilie lag auch schon tagelang leichenblaß in ihrer Kabine herum. Das wunderte mich an sich nicht, sind doch die Mädchen in der Pubertät besonders anfällig gegenüber der Seekrankheit. Aber vergeblich hatte ich die besorgten Eltern immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß sie so nur noch kränker werde.

Eines Tages saß sie wieder leichenblaß beim Lunch und starrte mit Abscheu auf die herrlichen Bananen. Da hatte ich genug. «Komm», sagte ich, legte meine Serviette auf

den Tisch und entführte sie den erstaunten Eltern. Ich schob das Töchterlein im Eiltempo auf die Strecke, zehnmal um das Promenaden-deck herum. Auf der Nordseite mußten wir uns jedesmal gegen den steifen Wind anstemmen. Später saß sie wieder an der Tafel und biß mit roten Backen lachend in eine Banane.

Ja, Bordsprechstunde. Man gibt Ratschläge vom Schwimmbad aus, behandelt auf Deck, wird von der Lektüre weggeklopft, vom Tanzen oder Schachspielen, oder aus dem Bett geholt. Letzteres jedem Arzt wohlbekanntes Ereignis passierte mir nur einmal, als eine Geburtstagsfeier der Motorbesatzung mit einer respektablen Kopfschwartenwunde endigte. Dabei brauchte der Patient wenigstens keine Narkose mehr. Der Großmutter maß ich den Blutdruck im Salon beim Kaffee, dem Abwaschungen mußte ich nach der Spritze helfen, einen wohlklingenden Liebesbrief aufzusetzen. Er hatte «sie» in einem Hafen getroffen und schwur, sie sei ein anständiges Mädchen.

Eine schwere Schnittwunde nähte ich in triefend nassen Badehosen, ich war in aller Eile aus dem Schwimmbassin geholt worden. Der Dritte Koch wollte Bananen von der Staude hauen, wie er es den Indos in Ekuador abgeguckt hatte, wo wir eine Nacht lang Bananen luden. Statt dessen hieb er in den Finger.

Die Kapitäne sind medizinisch noch ziemlich auf der Höhe; sie müssen sich einige Grundzüge — glaube ich — auf der Navigationsschule aneignen. Man hört da gelegentlich die dicksten Geschichten. Daß sich jüngst ein Kapitän nördlich von Australien in schwerem Sturm unter radiotelegraphischer Anleitung eines Chirurgen selbst den Blinddarm herausgeschnitten habe. Im allgemeinen stehe ich solchen Dingen eher skeptisch gegenüber, glaube aber doch, daß man in Todesgefahr allerhand tut, was sonst Rührmichnichtan wäre.

Und der radiotelegraphische Dienst existiert tatsächlich. Ich hätte jederzeit den Rat eines schwedischen Fachchirurgen anfordern können oder mich sogar bei einem Eingriff, der über meine Fähigkeiten und Ausbildung ginge, radiotelegraphisch leiten lassen können. Diese Einrichtung habe sich besonders auch bei Schiffen ohne Arzt gelegentlich als sehr segensreich erwiesen. Weitere Möglichkeiten bestehen schließlich in der Anrufung von großen Schiffen oder Flugzeugen. Ich selbst habe keinen derartigen Fall erlebt.

Wie weit man an Bord chirurgisch vorgehen darf, hängt von drei Faktoren ab: technische Voraussetzungen, Ausbildungsgrad des Arztes, Indikation zum Eingriff. Instrumente, Narkosemittel, Raum, Beleuchtung und Flüssigkeitsersatz stehen zur Verfügung, hingegen keine Assistenz; bei einigen kleinen Eingriffen half mir mit Geschick ein Kellner, ehemaliger Sanitäter bei der schwedischen Armee. Die Indikation, das heißt die Anzeige zum Eingriff, ist das wichtigste. Der Arzt hat sich ganz klar zu entscheiden: Was ist größer, die Gefahr der Krankheit oder die Gefahr des Eingriffes? Letztere ist aber gerade auf See aus oben geschilderten Gründen viel größer als an Land. Also schiebt man den Eingriff allgemein weiter hinaus.

Kleine Bilanz

In unserm Beruf ist jeder neue Mensch neue Erfahrung. Während drei Monaten habe ich etwa siebzig Patienten behandelt. Aber was für eine bunte Auswahl! Vom schwarzen Hafenarbeiter in Panama bis zum englischen Chemieprofessor, vom russischen Säugling aus Peking bis zur ehemaligen Sekretärin des Nobelpreis-Komitees aus Stockholm. Die Liste ließe sich beliebig verlängern, es geht immer im selben Stil! So habe ich sicher in einer Hinsicht von der Reise viel profitiert: ärztlich.

Medizinisch dagegen ist die Ausbeute nicht so dramatisch. Wohl behandelte ich einige Infektionskrankheiten, die ich in der Schweiz noch nie gesehen hatte; aber das sind mehr Kleinigkeiten. Das lag eindeutig an mir; ich habe meine medizinische Wißbegierde in Südamerika wirklich nicht auf die Spitze getrieben. Wenn ich in Lima oder sonstwo zwei Tage zur Verfügung hatte, konnte ich es nicht übers Herz bringen, einen Tag lang auch unter noch so freundlicher Begleitung durch lange Spitalkorridore zu marschieren, obwohl die Schiffsärzte immer wieder eingeladen werden, Kliniken zu besichtigen.

Nein, dann zog ich vor, zwei Tage lang in die Inka-Gesichter zu schauen oder schnell den peruanischen Pisco (einen Reisschnaps, glaube ich) zu probieren oder mit einem Taxichauffeur zu diskutieren oder durch historische Olivenhaine zu schlendern und in einer kleinen « Beiz » eine Nationalspeise zu essen.

Man kann sich ja besonders an der südamerikanischen Westküste als Schiffsarzt allerhand leisten. Der Lohn beträgt 500 Kronen monatlich, was in der Kaufkraft etwa 500 Franken entspricht. Daneben ist man Erstklaßpassagier mit eigenem Bad. Am besten verschafft man sich Dollars als Taschengeld; auf diese Weise braucht man sich nicht in jedem Hafen entsprechende Währung zum offiziellen Kurs vom Salär abziehen zu lassen. In Schweden hatte ich so nach der Reise noch 800 Kronen übrig, so daß ich mir für die Rückreise nach der Schweiz noch das Flugzeug leisten konnte.

Auch könnte ich jetzt ohne Herzklopfen irgendwelche goldbetreßte lateinamerikanische Herrschaften empfangen. Im Trinkspruch würde ich sagen, daß ihr Land wahrscheinlich eines der bedeutungsvollsten für die Zukunft der Welt sei und auch eines der schönsten. Wir wollen das ja alle hören, nicht? Den Damen würde ich Madame sagen und Mademoiselle. Französisch hat dort immer noch einen magischen Beiklang und überbrückt erst noch mangelnde Spanischkenntnisse.

Und lächeln habe ich auch gelernt und zwanzigmal mit derselben Liebenswürdigkeit zu sagen, wie lang der Panamakanal ist. Auch Englisch, nicht stilvoll, aber praktisch. Wir würden sagen, ein Bahnhofbuffet-Englisch. Eine Mischung aus Cowboy, Oxford und Englisch, wie es Russen, Schweden und Spanier sprechen!

Nun habe ich wieder auf die schwarzen Marylandtabake umgestellt; an Bord kosteten die amerikanischen Zigaretten 39 Rappen das Paket. Das ist die kleine Bilanz, große Bilanzen brauchen Zeit.

